Impressionen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Intercura : eine Publikation des Geriatrischen Dienstes, des Stadtärztlichen Dienstes und der Psychiatrisch-Psychologischen Poliklinik der Stadt Zürich**

Band (Jahr): **- (2001-2002)**

Heft 73

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Impressionen

von Verena Humm

Diesmal werde es zu Weihnachten keine Taxi-Gutscheine geben, hatte mir mein Sohn – irgend einmal im hellen Sommer – erklärt. Aber er machte keine Anstalten mir zu verraten, was man ihrer Stelle ausgewählt hatte. Das fragende Warten blieb bis zum Weihnachtsabend. Die roten Kerzen am kleinen Baum legten ihr freundliches Licht auf unsere Gesichter. Enkel Samuel amtete als Päckli-Verteiler. "Das hie isch für diech, Grossmuetti", sagte er und streckte mir etwas hübsch Verpacktes entgegen. Klein, rechteckig – und gewichtig – lag es dann in meiner Hand, ein Kärtlein war dazugesteckt, das meines Sohnes Handschrift trug. "Damit Du künftig immer mit einem Bein bei uns bist", war zu lesen. Mit einem *Bein* ? Ich bin doch mit einem Teil meiner *Seele* immer bei euch... Was mochte das nun sein? - Es war ein Handy, ein kleines, graues Truckli mit metallisch glänzenden Tasten und einem ebensolchen breiten Rand um eine leere spiegelnde Fläche.

Er habe sich in dieses Ding hineinprogrammiert, erläuterte Martin. Nie mehr dürfe ich ohne das Handy spazieren gehen und nachts habe es immer auf dem Nachttisch zu liegen. Es könnte ja der Fall eintreten – was natürlich niemand hoffe – dass ich nur noch mit dem Handy imstande wäre, Hilfe anzufordern. Bei plötzlichem Unwohlsein oder so... Dann steckten der Vater und sein grosser Sohn Niklaus die Köpfe zusammen – lockig, von grauen Fäden durchzogen der eine, wie mit einem schwarzen Pelzkäpplein bedeckt der andere – um zu beraten, wie dem Grossmuetti die Handhabung dieses Handys am einfachsten zu erklären wäre.

Der Gedanke, der damit verbunden war, rührte mich sehr. Sie sind ja nicht nur lästige Störenfriede, diese Apparätchen, sie können lebensrettend sein. Der beliebte Arzt vom Touristenort im Tal unten wäre auf seiner einsamen Tour hinauf in Fels und Eis nicht erfroren, hätte er nach seinem Sturz mit einem Handy Rettung herbeirufen können. Mein kapriziöses Herz – das Handy – die Notrufnummer – die Situation war vorstellbar.

Trotzdem, irritierend für unfreiwillige Zuhörer sind Handys zuweilen schon. Vor allem in der Eisenbahn. Ihr Piepsen ist aufdringlich, die Stimmen derer, die telefonieren, sind lauter als die der andern Fahrgäste. Es kommt mir manchmal fast vor wie das Ausscheren eines Wagens, der eine Kolonne überholt, weil er fürchtet, sein Ziel zu spät zu erreichen.

Man kann sich auch über Handy-Besitzer wundern, wie über jenen Herrn, der einmal auf der ganzen Fahrt vom Berner Oberland hinunter an den Gen-

fersee mit einem unsichtbaren Gegenüber Chancen und Risiken gewisser Börseneinsätze besprach. Die schöne Aussicht nahm er nicht zu Kenntnis. Oder über jene Dame, die im Abendschnellzug von Chur nach Zürich mit ihrer Haushalthilfe einen neuen Termin vereinbarte. Wollte sie die Mitreisenden wissen lassen, dass sie sich eine solche leisten konnte? Zeigen, wie "in" sie sei, ein Handy zu besitzen? Sie waren damals noch nicht so verbreitet wie sie es heute sind. Und man kann zum Zeugen höchst privater Angelegenheiten werden. Ob der nicht mehr ganz junge Geschäftsmann – als solcher erkennbar durch einen sehr korrekten Anzug und eine teure Aktenmappe – den Anruf erwartet hatte oder nicht, war schwer auszumachen. Etwas nervös geworden, erklärte er jedenfalls, noch nichts Genaues abmachen zu können, er müsse zuerst nach Hause telefonieren. Er komme später, hiess dort seine Mitteilung, er sei unverhofft noch zu einer Sitzung gerufen worden. Mit nur schlecht verhehlter Freude verkündete er anschliessend: "S'gaht. Ich han-ene-gseit, s'werdi schpöter." Dann – sehr zärtlich: "Tschau du – bis nachher!" Na ja – wenigstens hat er daheim angerufen, damit sie nicht umsonst auf ihn warteten.

Wer kann sie zählen, die Teenager, die jungen und die alten Leute, die, ihr Handy am Ohr, gehend oder stehend, mit froher oder ernster Miene, locker oder angespannt, Nichtigkeiten oder Wichtigkeiten in das winzige Mikrofon hineinsprechen. "Chatten" heisst das auf Neudeutsch.
Manchmal drücken sie auch nur auf den Tasten herum – in grosser Konzentration. Das kann erheiternd wirken, besonders wenn es sich um klobige Männerfinger handelt. Ob die sich nie vertippen? Ich habe erst allmählich herausgefunden, dass man sich so Kurznachrichten übermitteln kann, Kürzestnachrichten, für Aussenstehende kaum zu entschlüsseln. Oh Briefkultur, wohin bist du entschwunden?

Nur langsam haben mein Handy und ich uns angefreundet. Wie erschrak ich doch eines Nachts, als mich ein schrilles Piepsen weckte. Was war das? Eine Maus? Nein – dafür war der Ton zu technisch. Ich schlief wieder ein. – die Störung wiederholte sich. Endlich begriff ich, dass mir mein Handy mitteilen wollte, es müsse aufgeladen werden. Ich erinnerte mich, was nun zu tun war. Das Aufladegerät kam in einen Stecker – Akku wird aufgeladen, meldete das gläserne Viereck, die Zeichen an dessen rechtem Rand sprangen empor, bis sie wieder eine lange, gerade Linie bildeten. Zu meinem Entsetzen jedoch war das Aufladegerät dabei sehr warm geworden – hastig riss ich es heraus. Was für ein gefährliches Ding hatte man mir da gegeben? Wenige Tage

später musste das Experiment wiederholt werden. - mir graute. Beim Samstagabendtelefon erklärte mir ein geduldiger Martin, es könne sich gar nichts überhitzen, wenn das Handy vollständig aufgeladen sei, erfolge die Abkühlung automatisch - das Aufladen daure aber zwei bis drei Stunden. Soo lange hatte ich natürlich nie gewartet...
Mit meiner Ignoranz habe ich mich noch ein weiteres Mal arg blamiert. Von einem Spaziergang zurückgekehrt, hatte ich mein Handy auf den Küchentisch gelegt, als es plötzlich Laute von sich gab – das von Martin gewählte Anrufezeichen "D'Zyt isch da, d'Zyt isch da" – gleichzeitig erschien auf der grünlich schimmernden Scheibe eine Nachricht: "Martin ruft an".
"Hallo – hallo!" rief ich und presste das Handy ans Ohr. "Hallo?" Niemand antwortete. Noch einmal "hallo?"
D'Zyt, die sich angekündet hatte, verstummte, und auf dem kleinen Bildschirm war nun zu lesen, Martin habe angerufen.
Schleunigst stellte ich auf dem "normalen" Telefon seine Nummer ein – ich musste wissen, weshalb die Sache nicht funktionierte. Er lachte mich schallend aus. "Also Muetti – du muesch doch uf die oberi mittleri Taschte trucke – du nimmsch ja schliessli au de Hörer ab, wänn dir öpper aalütet und rüefsch nüd eifach nu hallo!"
Ich schämte mich – wie konnte ich nur so blöde sein! - brachte es aber doch fertig, mit ihm über meine Unfähigkeit zu lachen, die simpelsten technischen Vorgänge zu kapieren.

Seit Weihnachten liegt das Handy Nacht für Nacht auf dem Kommödchen neben meinem Bett – jetzt könnte ich es auch bedienen – und es begleitet mich auf allen Spaziergängen am Greifensee.
Immer, wenn ich es zur Hand nehme, spüre ich die liebe Besorgtheit der jungen Hummen, und sie tut mir sehr wohl.